

Protokoll der Sitzung vom 24.05.2000

Gliederung:

1. Poetische und wissenschaftliche Rede
2. Philosophie als Disziplin ohne Terminologie
3. Kriterien für einen guten philosophischen Text
4. Textarbeit: Der Begriff „paronym“; „focal meaning“, Nachtrag zum Begriff der Analogie bei Aristoteles

Protokoll:

1. Poetische und wissenschaftliche Rede

Analysiert man die Unterschiede, die die sogenannte wissenschaftliche Rede von der poetischen trennen, so stellt man fest, dass deren Ziel, deren Intention eine andere ist. Wo die poetische Sprache in ihrer Diffusität komplexe Stimmungen einfangen und wiedergeben kann, wo sie, um Atmosphäre herzustellen, leicht und einfach sprechen kann, da wirkt die wissenschaftliche Rede umständlich. Wenig scheinen die Definitionen der wissenschaftlichen Rede zu enthalten, wo poetische Sprache durch mitschwingende Anklänge Vollständigkeit in der Beschreibung von Charakteren und Situationen herzustellen in der Lage ist, ist die wissenschaftliche Rede umständlich-analysierend und bleibt stets fragmentarisch.

Dies bringt die Voraussetzung für jedwede wissenschaftliche Arbeit mit sich: Wo in der poetischen Sprache das Prinzip der Diffusität Klarheit durch Atmosphäre herzustellen in der Lage ist, muss sich die wissenschaftliche Sprache auf feste Definitionen verlassen können. Aussagen müssen mit mathematischer Strenge überprüfbar und kontrollierbar sein, und dort, wo jede poetische Sprache sich als Werk vollendet (sieht), am Ende der jeweiligen Rede nämlich, muss man (als Autor) bei der wissenschaftlichen Rede stets die Möglichkeit für Andere erhalten, *genau dort* weiterzuforschen, wo man aufgehört hat.

2. *Philosophie als Disziplin ohne Terminologie*

Wo die Unterschiede zwischen poetischer und wissenschaftlicher Rede noch eindeutig benennbar und aufzeigbar sind, da nötigt einen, will man den (historischen) Fakten treu bleiben, die Frage nach einer wie auch immer gearteten Terminologie der Philosophie bereits zu einem Kompromiss. Obwohl man mit Recht behaupten kann dass die Philosophie als Urheberin, als Erfinderin der Wissenschaftlichkeit in instrumentellem Sinn zu gelten hat, so ist sie doch selbst so wenig Wissenschaft wie sie Poesie ist (der Ursprung des Poetischen ist der Philosophie nicht zuzuschreiben).

Philosophie, vielleicht am besten als „Disziplin“ bezeichnet, analysiert Entstehungs- und Entwicklungszusammenhänge des Denkens, ihr hauptsächliches Sujet steht sozusagen *vor* jeder spezifischen Sprachlichkeit. Das Fehlen einer festen Terminologie wie auch die parallele Existenz von sehr wissenschaftlicher und – gegensätzlich – poetischer Sprache ist somit Ausdruck des „Nicht-Wissenschaft-Seins“ der Philosophie.

3. *Allgemeine Kriterien für einen guten philosophischen Text*

Wenn man also der Philosophie eine feste, per Definition zu verwendende Sprache nicht zuschreiben kann, so stellt sich die Frage, ob überhaupt Kriterien existieren, nach denen man die Qualität eines philosophischen Textes beurteilen kann.

Hier gilt es die Unterschiedlichkeit der Anforderungen der verschiedenen philosophischen Disziplinen (z.B. Logik, Ontologie, Sprachkritik, etc.) zu berücksichtigen. Ein Versuch der Formulierung allgemeiner Qualitätskriterien, somit inhaltsfrei zu formulieren, ließe sich evtl. wie folgt charakterisieren:

- Die jeweilige philosophische „Lehre“ (oder Aussage, oder Theorie) muss sich der Skalierung von Gut und Böse stellen, die sie selbst entwirft – der eigene Maßstab der These wird zu einem bestimmenden Qualitätsurteil. Dies ist der Urquell der Verifizierbarkeit philosophischer Thesen in formaler Hinsicht – eine sich selbst als exklusiv transzendierende philosophische These ist keine philosophische These, sondern ein Dogma.
- Die Maßstäbe der Theorien müssen untereinander vergleichbar und bekämpfbar bleiben, da die Diskursivität den einzig gangbaren Weg zu Intersubjektivität¹ darstellt.

¹ „[...]Das "Historische Wörterbuch der Philosophie" Bd. 4, Sp. 521 weist Husserl als denjenigen aus, der den Term einführt: "Intersubjektivität ist in der Phänomenologie E. Husserls der Titel für alle Formen des Miteinander mehrerer transzendentaler oder mundaner Ich. Jeglichem Miteinander liegt eine von meinem transzendentalen Ich ausgehende Vergemeinschaftung zugrunde, deren Urform die Fremderfahrung, d.h. die

- Man muss Maßstäbe überhaupt besitzen.
- Philosophische Theorien sollten nicht ohne Anknüpfungspunkte zum Alltagsverständnis der Menschen formuliert werden. Wo Philosophie zur Praxis geheimbündlerischer Sektierer wird, wo sie dem unerklärlich wird, der sich dieser speziellen Theorie nicht ganz und gar verschreibt, verliert sie den Kontakt zur allgemeinen Vernunft. Wenn man Vernunft als Definiens (Teil der Definition) des Menschen versteht, so wird die Tragweite eines solchen Schrittes deutlich: das Auseinanderbrechen der Vernunft wäre in der Lage, verschiedene Arten von Menschen zu züchten.

4. *Textarbeit: Der Begriff „paronym“; focal meaning“, Nachtrag zum Begriff der Analogie bei Aristoteles*

Aristoteles nennt die Dinge paronym, die ihre „Bezeichnung“ von anderem mit einem Unterschied in der Endung (bzw. im Fall) erhalten. Bsp: „Grammatik“ → „Grammatiker“
 Durch den Unterschied in der Endung wird auch ein Unterschied in der *Perspektive* der Wörter deutlich. Dieser Unterschied erscheint als Perspektive des Seins (bzw. der Wirklichkeit) auf ein Zentrum hin: das der Substanz nämlich.

Bsp:	Gesundheit	→	Zentrum
	Spaziergehen	→	verhält sich dazu
	Gut Essen	→	“ “
	Arzt	→	“ “

Betrachtet man nun die Wirklichkeit / das Sein, so ist die Substanz das Zentrum, auf das sich jede Aussage und Perspektive beziehen muss.

Wo man im Alltagsgebrauch der Sprache eine Analogie auch zwischen Klebstoff und Liebe gesehen werden kann verwendet Aristoteles diesen Begriff stärker, fokussierter, eben auf ein Zentrum bezogen. „Mensch sein“ und „rational sein“ ist unterschiedlich, als Analogie aufzufassen, nach Aristoteles jedoch mit Bezug auf die Substanz. Im Grunde ist dieser Ausdruck der Analogie bei Aristoteles evtl. sogar noch etwas zu schwach ausgedrückt und wäre durch den der Paronymität besser dargestellt.

Konstitution des an sich ersten Ich-Fremden oder Anderen ist. Der konstitutive Gang der Fremderfahrung führt über die Vergemeinschaftung der transzendentalen Monaden zum Monadenall und über ihre weltlichen Objektivierungen zur Konstitution der Welt für Jedermann, die für Husserl die eigentlich objektive Welt ist." Literaturhinweis: E. Husserl: Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. Husserliana 1; Den Haag 1963 Dieser Artikel stammt von K. Held[...]"